

freigeist

Geborgenheit

Die Welt da draußen

Jost-Alexander Binder

güvende hissetemek

Yavuz Koca

**Geborgenheit - ein
Grundbedürfnis**

von Renate Liangos

**Ein Schulvormittag
im Bewegungsraum**

von Sophie Giraud



Foto: David Mexner



Die Welt da draußen	4
Großvater	8
Ich möchte am liebsten weg sein und bleib am liebsten da	10
fritzante	13
Geborgen geboren (Interview)	14
güvende hissetmek	18
Geborgen sein - ein Grundbedürfnis	20
Notiz am Rande	23
Auch eine Reise von 1000 Meilen	24
Herzensmusik	25
Mitte.....	26
Geborgenheit im Waldkindergarten.....	28
Ist das jetzt Demokratie?	32
Warum es so sehr auf die Haltung ankommt	34
Kinderseiten	38
Geborgenheit - Ein Gefühl, das uns trägt....	40
Aus der Lernwerkstatt.....	41
Ein Schulvormittag im Bewegungsraum	42
Fensterbrett	46
Veranstaltungen	47
Inserate	48
Buchtipps	49
Inserate	50
Impressum	51

Medieninhaber und Herausgeber:
Verein „Mit Kindern wachsen“
Initiative für aktives und offenes Lernen
Josef Trauttmansdorff-Straße 10
A-3140 Pottenbrunn
(ZVR 690476130)
Tel. +43 (0)2742/43550
info@lernwerkstatt.at
www.lernwerkstatt.at
redaktion@freigeist.online
www.freigeist.online

Wollen Sie einen Beitrag zum Betrieb und zur
Vielfalt dieser innovativen, elternfinanzierten
Schule leisten? Bankverbindung: Sparkasse
Herzogenburg, BIC: SPHEAT21
IBAN: AT 38202190000022996



Liebe Leserin, lieber Leser!

Nach einem heißen Sommer dürft ihr euch auf die gemütliche Herbstzeit freuen, mit dem frei-geist und einer Tasse Tee in der Hand an eurem Lieblingsplatz. Ich lade euch in eure persönliche Komfortzone ein. Lasst uns genauer hinschauen, wo wir überall die kostbaren Schätze der Geborgenheit finden. Genuss macht sich breit...

...aber Vorsicht! Wir sollten uns nicht zur Bequemlichkeit hinreißen lassen? Wir sollten die Komfortzone verlassen, um uns den harten Realitäten da draußen zu stellen? Jost-Alexander Binder hat Ideen, wie wir uns wappnen können vor dem Sprung ins kalte Wasser! Von Erfahrungen der Fremdheit in der neuen Heimat Österreich, von großen Hürden, aber auch von Herzensbegegnungen, weiß Yavuz Koca sehr offenherzig zu berichten. Renate Liangos nimmt uns mit in sichere Räume, wo wir spüren statt zu denken. Denn Sinneserfahrungen sind geborgenheitsfördernd! Dazu befragt sie Kathrin Marchat.

Schwarzbeeren naschend dürfen wir in die herzerwärmende Großvater-Geschichte von Rainer Wisiak eintauchen, bis wir schließlich aufs Motorrad aufspringen und ins nächste Bergdorf brausen.

Das Fernweh holt uns wieder ein, wenn wir von den vielen Heimaten von Marise Polatschek-Fries lesen, die wir trotz Ungewissheit und Familienbanden schon wieder beim Packen erwischen. Und ehe wir uns versehen, sitzen wir mit ihr im klapprigen Campingbus „on the road again“, auf der Suche nach dem Unbekannten.

Maja L.

Maja Peters



Unbekannt, geradezu denkwürdig auch der Ort, an dem Fritzantes Vater sich mehrmals eine Heimat fand. Eine Heimat, ein Ort, der Sicherheit bietet, aber muss dieser Wände haben? Wodurch Menschen und der Wald „Orte der Geborgenheit“ für Kinder werden, erfahren wir von Petra Kindermann.

Kommen wir endlich an den Anfang unserer Gebor(g)enheit. Einblicke, wie der Eintritt ins Leben möglichst menschenwürdig, ohne institu-tionalisierte Fremdbestimmung gestaltet werden kann, gewährt uns eine engagierte Hebamme im Gespräch mit Natascha Wagner-Paar.

Zurück in die Jugend der 70er Jahre trägt uns diesmal Roland Helmuth Richters Herzensmusik, 17 Minuten Gänsehaut „am Fenster“ unbedingt in bequemer Position zu verbringen! Sobald wir den Vormittag im Bewegungsraum der Lernwerkstatt mit Sophie Giraud hautnah miterleben dürfen, heißt es raus aus der bequemen Zone.

Viel Freude in- und außerhalb der (Komfort-) Zonen der Geborgenheit, wünscht euch im Namen der Redaktion



Ich möchte am liebsten weg sein...
Marise Polatschek-Fries
> SEITE 10



Geborgen geboren
Natascha Wagner-Paar
> SEITE 14



Geborgenheit im Waldkindergarten
Petra Kindermann
> SEITE 28



Die Welt da draußen

von Jost-Alexander Binder

Zur Natur eines Labradors gehört, neben einem gesegneten Appetit, die Freude am Wasser. Der „Sprung ins kalte Wasser“, den man auch uns Menschen in manchen Situationen zumutet, fällt dem Vierbeiner also vielleicht leichter. So begab es sich, dass einmal ein Bekannter seinen wenige Monate alten Welpen an einem Seeufer auf Schwimmfähigkeit testete. Der ohne Vorwarnung einfach ins Wasser geworfene Labrador paddelte mit empörtem Blick ans Ufer, schüttelte sich wie ein begossener... Pudel(?) und äußerte seine tiefe Missbilligung mittels stillem Protest. Wer diese Hunde kennt, weiß, wie das aussieht: Augenlider auf halb, beleidigte Lippen, Rute eingerollt und strikte Vermeidung jeglichen Augenkontakts. Jedenfalls für den Rest des Tages... oder zumindest bis zum nächsten Leckerli. Schwimmen, plantschen und abenteuerliche Sprünge ins Wasser blieben trotzdem mit die liebsten Freizeitbeschäftigungen dieses bewegten Labradorlebens.

Da ist jene Spezies, die der Hund seit Jahrtausenden treu begleitet, der Mensch, schon auch mal länger nachtragend. Wo-

bei die Dauer der Schmolphase natürlich auf das Vergehen ankommt, die Umstände, den Charakter etc. Ins Element Wasser geworfen zu werden, gehört eher selten zu den kapitalen Übergriffen. Erfolgt dies jedoch *im sprichwörtlichen Sinn*, kann das schon durchaus traumatische und damit nachhaltig beeinträchtigende Nebenwirkungen entfalten. Wiewohl es auch Situationen geben mag, wo es diesen kleinen Schubser erlaubt, oder sogar braucht. Allerdings ist hier Vorsicht geboten: Wer das falsch einschätzt, den falschen Zeitpunkt oder den falschen Ton erwischt, um jemanden mittels eines „Schubser ins kalte Wasser“ an einer ungewohnten Situation oder Herausforderung „wachsen zu lassen“, kann das genaue Gegenteil bewirken. „Aufstehen, Krone richten und weitergehen“, ist nicht für alle Prinz(essin)en die passende Coping-Strategie.

Aber... die Zukunft!

Aber sie müssen doch irgendwann „schwimmen lernen!“ Und gemeint ist:

sich durchsetzen können, in einer Welt, die hart und rücksichtslos ist. Manche nennen es auch *„auf eigenen Füßen stehen.“* Als ob es damit getan wäre. Schließlich ist da noch dieser Ernst. *„Irgendwann müssen sie ja den Ernst des Lebens kennenlernen!“*, denn: *„Nur die Harten kommen durch!“*, wird immer wieder vernommen. Aber... wie wird man denn „hart“ genug? Möglichst früh mit MMA beginnen? Military Calisthenics? Iron-Man-Challenge?... Bosheit und Kabale perfektionieren? *Wann bin ich ungenießbar genug für das „Haifischbücken, da draußen“*, von dem auch immer wieder die Rede ist? Und wer ist überhaupt dieser Ernst, den man angeblich kennenlernen muss? Auf welcher Dating-Plattform trifft man den?

Die Adressaten, um deren Entzauberung der Welt es hier geht, sind, na klar, die Kinder. Unsere Kinder. Und das bedeutet: unsere Zukunft. Nun, es soll Menschen geben, die mit „Zukunft“ einfach nur den Rest ihres eigenen physischen Daseins meinen und sich folglich relativ leicht damit tun, die Verantwortung für die Zukunft an all jene zu übertragen, die wo-

„Manchmal wünscht´ ich, die Dinge wärn so einfach geblieben,
und die Wege gingen nur gradeaus.
Manchmal wünscht´ ich, es wär nochmal viertel vor Sieben,
und ich wünschte, ich käme nach Haus.“

(„Viertel vor sieben“, Reinhard Mey)

möglich länger leben oder überhaupt erst noch geboren werden. Es ist aber wohl so, dass die allermeisten Menschen beim Wort „Zukunft“ einen nicht näher definierten Zeitraum im Blick haben, der jedenfalls das Leben der eigenen Nachkommen und wahrscheinlich auch weit darüber hinaus lebende Generationen miteinschließt; Menschen, die Zukunft als einen Wert verstehen, für dessen künftige Qualität es schon heute lohnt sich einzusetzen – unabhängig davon, ob diese Zukunft noch erlebt wird. Das ist ein kultur- und generationenübergreifendes Prinzip. Jede Generation, egal wo, hat immer von jenem sorgsam auf die jeweils Nachgeborenen übertragenen, immateriellen Schatz eines lebenswerten Daseins profitiert. Zugegeben: mal mehr, mal weniger. Aber allem Anschein nach hat die Anzahl und das Wirken derer, die sich ihrer Verantwortung für die Zukunft bewusst waren, immer gereicht, um der Rücksichtslosigkeit anderer rechtzeitig Grenzen zu setzen. Indes mehren sich besorgte Stimmen, wonach sich das soeben postulierte Verhältnis längst zu Ungunsten des Planeten verschoben habe. Die vielerorts hemmungslose Ausbeutung und Verwüstung der Natur – und das schließt den Umgang der

Menschen untereinander mit ein – lässt wenig Raum für Gegenargumente. Eine durch und durch verworrene politische Agenda verschärft das Chaos nur noch. Einerseits wird Nachhaltigkeit gepredigt und Verantwortung eingemahnt, primär vom Konsumenten, denn was nicht gekauft wird, wird angeblich auch nicht produziert – Temu, Tedi, Kik, Primark u.v.a.(!) lassen grüßen. Abfallvermeidung, Energieeffizienz oder Emissionsreduktion obliegt demnach vordringlich konsumseitiger Disziplin. Natürlich gibt es auch produktionsseitig hammerharte Auflagen: z.B. die EU-Verordnung zu verbundenen Plastikflaschenverschlüssen. Man fördert E-Mobilität, verteuert aber den wirklich emissionsärmeren öffentlichen Verkehr... und investiert stattdessen (auch) europaweit kräftig in Rüstungsgüter, deren zweckgemäße Verwendung – nebenbei bemerkt – keinerlei volkswirtschaftliche Rentabilitäts- oder Nachhaltigkeitsaspekte aufweist. Es gibt ja einen Grund, warum Panzer auch Tanks genannt werden. Vom CO₂-Beitrag unzähliger ständig irgendwo kreuzender Tanker-, Marine- und Frachterflotten und einer vorläufig wahrscheinlich für viele Jahre ausgelasteten Dauermassenproduktion von Drohnen, ➤



Fotos: Jost-Alexander Binder

„Nein, ich lass dich nicht allein.
Ich sitze einfach hier, ich bleibe hier bei Dir,
so lange wie es dir gefällt, ich habe alle Zeit der Welt.“

(„Nein, ich lass dich nicht allein“, Reinhard Mey)



Raketen und Munition aller Art mal ganz abgesehen. Leicht wird es den Trägern der Verantwortung da draußen also nicht gemacht. Schwer machen es ihnen jene, die sich selbst fürstlich dafür entlohnen Verantwortung zu tragen, sie aber in Wahrheit laufend abstreifen, abgeben und anderen zuweisen. So, wie es der Arzt und Kabarettist Eckart von Hirschhausen einmal pointiert formuliert hat: „*Es ist sehr schwer, nach Feierabend ehrenamtlich die Welt zu retten, wenn andere sie hauptsächlich zerstören.*“ Aber was hat diese soeben gar nicht mal so schön geschilderte „Welt da draußen“ mit Geborgenheit zu tun?

Draußen kann auch drinnen sein.

Geborgenheit hat nicht notwendigerweise, aber doch in sehr vielen Fällen, mit einem Ort zu tun. Ein Umfeld, in dem man sich eben nicht nur wohl, sondern geborgen fühlt. Der erste Ort dieser Art ist sicherlich der Mutterleib. Geborgenheit hat also auch mit *Geborenheit* zu tun. Und damit, sich erstmal in einem gewaltigen Kraftakt von einer nur allzu vertrauten und schützenden Umgebung, eben aus jener einzigartigen Geborgenheit, zu lösen und dabei zu allem Überfluss auch noch abrupt auf

Lungenatmung umzuschalten. Das schaffen wir umgekehrt später nie mehr. Was bleibt, ist jene natürliche Sehnsucht nach Geborgenheit, die wir später in ganz unterschiedlicher Weise anstreben und erleben, aber nicht immer in der gewünschten Form erreichen. Dabei kann es auch zu Missverständnissen kommen. Zum Beispiel fühlt sich die sogenannte *persönliche Komfortzone* gerne mal wie Geborgenheit an. Vielleicht ist sie das stellenweise auch – solange diese „Komfortzone“ nicht zur Bequemlichkeit verkommt. Die Couch ist bequem, aber sie macht dich immobil: zuerst deine Beine, dann dein Gehirn. So wie es viele Bequemlichkeiten tun, die uns mit ihrem Genuss ködern; und womöglich ein sehr unattraktives Bild eines Draußen in uns selbst entstehen lassen, garniert mit Ängsten, Vorurteilen, Trugbildern, um uns von den

alleinigen Vorzügen eines vermeintlich sicheren Inneren zu überzeugen. Solchen Versuchungen zu widerstehen mag unbequem sein, gibt aber Sinn. Die persönliche Komfortzone zu verlassen bedeutet, sich aufzuraffen, loszulegen, den Hintern hochzukriegen. Auf Geborgenheit zu verzichten ist dazu gar nicht notwendig. Im Gegenteil, denn Geborgenheit gibt Sicherheit. Und eben jene Sicherheit erlaubt es nicht nur, sondern ermuntert vielleicht sogar dazu, die Komfortzone zu verlassen, um Neues zu schaffen, Unsicherheit vorübergehend auszuhalten und sich Unbekanntem zu stellen. Das alles ermöglicht Bequemlichkeit gerade nicht; eher verhindert sie es.

Gleichwürdigkeit.

Geborgenheit bedeutet außerdem, Verantwortung zu spüren. Und zwar die eigene Verantwortung, die man übertragen bekommen und übernommen hat; und die Verantwortung, die andere, eben spürbar(!), tragen. Letzteres kann beeindrucken, anregen, Mut machen. Jedoch: Verantwortung vermehrt sich nicht automatisch dadurch, dass man sie

unüberlegt jemandem verleiht, der sie nicht haben will, sich davor drückt oder sich damit überfordert fühlt. Der Begriff der *Gleichwürdigkeit*, den Jesper Juul immer wieder im Kontext des natürlichen Machtgefälles zwischen Eltern und ihren Kindern hervorhebt, betrifft jede hierarchische Beziehung, egal in welchem Zusammenhang. Und es steckt eine enorme positive Sprengkraft in diesem Begriff: Denn wer Gleichwürdigkeit herstellen kann, schafft ein Umfeld, in dem man sich geborgen fühlen kann. Und damit die Voraussetzung für ein Milieu, in dem sich die Bereitschaft, Verantwortung zu übernehmen, fast zwangsläufig entwickelt. Dieser „Mechanismus“ sollte uns vor allem in jenen Situationen bewusst werden, in denen wir ohnehin laut und deutlich an unsere Vorbildfunktion als Verantwortungsträger erinnert werden. Das könnte zum Beispiel ein Wahltag sein; aber auch jeder andere Tag, an dem uns das politische System, in dem wir uns gerade befinden, allzu suspekt oder zumindest dringend reparaturbedürftig erscheint. Es könnte aber auch jede Situation sein, in der Kinder oder Jugendliche mit Provokationen unsere Toleranz austesten, oder schlicht bestimmte Grenzen ausloten. Denn, dass da Grenzen sind, wissen alle. Sogar der „Ponyhof“ hat einen Zaun. Die sinnvollen Grenzen sind aber keine Gitterstäbe, sondern Halteseile bzw. Anhaltspunkte. Dort kann man anhalten oder *sich* anhalten. Die Crux ist, dass, wenn sinnvolle Grenzen zu lange nicht gewahrt werden, die Gefahr besteht, dass aus den oft unsichtbaren, aber zu oft überschrittenen *sinnvollen* Grenzen, unsinnige werden können: jene mit Stacheldraht, Schlagbäumen und Schlimmerem. Vielleicht ist es dieser instinktive Wunsch, ein sicheres Gefühl dafür zu bekommen, welche Grenzen es zu wahren gilt und welche man bewusst übertreten sollte, der junge Menschen immer schon veranlasst hat, ihre Vorgänger-Generationen zu provozieren; und heute sind *wir* es eben, die wir uns fragen (lassen) müssen, mit welchen, womöglich allzu fragwürdigen Gegebenheiten wir uns – resigniert oder bequem – abgefunden haben. Es geht um echte Geborgenheit, nicht gefakte. Die Rufe danach nicht zu ignorieren, das ist Verantwortung. Ob es nun Menschen oder Orte oder sogar nur bestimmte Stimmungen sind, die

Themenschwerpunkt> Geborgenheit



Jost-Alexander Binder

ist Papa von drei Töchtern und selbstständiger Schreibcoach. Er lehrt u.a. Wirtschaftsethik und Wirtschaftspsychologie an der Sigmund Freud PrivatUniversität, und ist darüber hinaus an den FH Wr. Neustadt und Tulln, sowie der ARGE Bildungsmanagement tätig.

„Habt Dank für die Zeit, die ich mit euch verplaudert hab,
Und für eure Geduld, wenn's mehr als eine Meinung gab.
Dafür, dass ihr nie fragt, wann ich komm' oder geh'.
Für die offene Tür, in der ich jetzt steh'.“

(„Gute Nacht, Freunde“, Reinhard Mey)

ein Gefühl der Geborgenheit auslösen – sie bieten eine gewisse Genährtheit, eine seltsam wohlthuende Vertrautheit: Selbstvertrautheit. Eine Garantie für Resilienz gegenüber jeglichem Unbill des Lebens bietet freilich auch das nicht. Aber sie kann helfen, mit jenem Ernst fertigzuwerden, der jeden Moment, ganz unangekündigt, um die Ecke kommen kann und einen ins kalte Wasser schmeißt, mit oder ohne Haie drin, jedenfalls aber Ungemütlichkeit ankündigt. Das spräche an sich für einen präventiven Ansatz: Vielleicht wäre das Haifischbecken ja viel weniger raubfischfreundlich, ja sogar weniger ernst, und Neuzugänge gar nicht so schutzbedürftig, wenn man es mit der Geborgenheit von Anfang an etwas genauer nehmen würde.

Berührt, nicht geschüttelt!

Der erfahrene Spezialist für bindungsbaasierte Körperpsychotherapie, speziell für frühe Eltern-Kind-Beziehungen, Thomas Harms, hat sich u.a. auf die Begleitung von Eltern mit Schreibabys spezialisiert, die – wenn keine Linderung eintritt – meist eine Traumatisierung der gesamten Familie bewirken können. Unstillbares Babygeschrei, dem man hilflos gegenübersteht, einfach, weil man die Ursache nicht ergründen kann, hält kein Nervenkostüm lange aus. In seinem Buch „Emotionelle Erste Hilfe“ spielt der Begriff der Geborgenheit, meist in Kombination mit Sicherheit oder Schutz, daher eine Schlüsselrolle. Harms hat für Betroffene eigens eine mehrstufige Methode entwickelt und beobachtet, dass Geborgenheit vor allem dann tatsächlichen Erfolg zeitigt, wenn eine unmittelbar spürbare Entlastung der oft unbewusst schon lange (vor der Geburt) unter enormer Spannung stehenden Mütter eintritt. Das erfolgt oft in jener Phase, in der Geborgenheit sichtbar und als Stille hörbar wird. Harms betont ausdrücklich die Wichtigkeit der Vermeidung jeglicher verbalen Intervention, wenn Mutter und Baby sich endlich entspannen und gerade beginnen, sich wieder aufeinander einzuschwingen. Es ist wichtig zu spüren, an welchen Stellen Kommentare oder Analysen gebraucht werden oder notwendig sind; und ebenso, wann sie unnötig oder womöglich schädlich sind. In allen Beziehungen. Thomas

Harms stellte seinem o.g. Buch ein Zitat von Goethe voran: „*Was ist das Schwerste von allem? Was dir am leichtesten dünket: Mit den Augen zu sehen, was dir vor den Augen liegt.*“ Man könnte sagen, es ist eine etwas poetischere Formulierung für das bekanntere „Den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen“. Oder „Warum einfach, wenn's auch kompliziert geht.“

Warum nicht einfach einfach?

Geborgenheit wird nicht im Überschwang vermittelt. Geborgenheit hält sich dezent im Hintergrund. Manchmal ist das Bedürfnis nach Geborgenheit daher nicht gleich erkennbar. Es tarnt sich nicht selten als Unsicherheit, Arroganz oder sogar Brutalität. Geborgenheit zu erzeugen ist dagegen vergleichsweise einfach – vorausgesetzt man ist authentisch. Wer in Geborgenheit und damit mit gestärktem Rückgrat, der Sicherheit der eigenen Selbstbestimmtheit, dem Wissen um ein verlässliches Umfeld aufwächst, es also erlebt und selbst an andere weitergibt, macht die „Welt da draußen“ ganz einfach lebenswerter. Für sich selbst und alle anderen – und das wirkt auch nach innen. Geschäftsmodell ist es keines. Es soll ja Dinge von immensem Wert geben, an denen man nicht materiell reich werden kann. Geborgenheit ist so ein Wert. Echte Geborgenheit, eben jene, nach der man sich sehnt, wenn man sich geborgen fühlen will, kann man nicht konsumieren. Einen Markt dafür braucht es auch nicht, im Gegenteil. Bestimmte Werte gilt es konsequent vor etwaiger Vermarktung und damit auch vor Verramschung zu bewahren. Wenn wir (wieder) zu uns selbst finden wollen, brauchen wir die Errungenschaften einer modernen und hochtechnisierten, damit aber auch unübersichtlich und unkontrollierbar gewordenen Welt nicht verwerfen. Es wird aber klug sein, unsere über Jahrtausende entwickelten Fähigkeiten, uns und unsere Lebensräume zu behüten wie einen Schatz zu wahren und als Privileg menschlichen Seins weiterhin zu kultivieren; und das bedeutet nicht, sie Maschinen beizubringen, sondern sie an allem Lebenden, also auch an uns selbst, zu üben.

AB 🐾



Großvater

Eine kleine Geborgenheits-Geschichte

von Rainer Wisiak

Im Kärntner Bergdorf, in welches mein Vater hineingeboren wurde, war „berufliche Zukunft“ ein ziemlich vager Begriff und so versuchte er in jungen Jahren sein Glück in der Vorarlberger Textilindustrie, die nach dem Krieg zu wirtschaftlichen Höhenflügen abhob. Was zeitlebens blieb, war eine starke Verbundenheit mit den Orten seiner Herkunft, was sich für uns Kinder – meinen Bruder und mich – in jährlichen Sommerurlaube in Kärnten manifestierte. So wurden die Kärntner Seen und die sie umgebenden Berge Teil meiner Kindheit. Berge, Täler, Menschen. Allen voran: mein Großvater. Wir schienen miteinander verbunden, von Anfang an – anders, als ich mit anderen Menschen verbunden war. Diese Verbundenheit heute zu beschreiben, fällt mir schwer, es war mehr ein großes Gefühl, das alles umschloss, mich, meine Ansprüche, Träumereien und Ängste. Und vielleicht ist das passendste Wort dafür: Geborgenheit.

Eine Geborgenheit der Gesten, denn rückblickend erscheint mir mein Großva-

ter kein großer Redner gewesen zu sein. Er war ein einfacher Mann, bescheiden, zurückhaltend, freundlich. Ich kann mich nicht erinnern, von ihm ein böses Wort vernommen zu haben. Seine Augen sprachen Zuversicht, Wärme, Verständnis. Von Beruf war er Schneider – wohl einer der letzten seines Standes. Oft brachte er noch Arbeit mit nach Hause. Ich sehe sie vor mir – diese für Kinderhände riesigen Scheren, deren scharfe Schnitte ich mit meinen Augen verfolgte. Wie Labyrinth erschien mir seine mit Kreide vorge-



zeichneten Schnitte auf den Stoffen. Auf den Resten davon durfte ich Linien zeichnen und mit einer Schere für Zwerge die Stoffe zerteilen. Es fiel kaum ein Wort, aber es gab ein großes Einverständnis, das über allem lag.

Schwammerln suchen im Wald. „Schwarzbeeren“ (Heidelbeeren) sowieso. Ein in meiner kindlichen Hektik umgestoßener, mit Beeren fast voller Eimer. Neben mir mein Großvater, der sie sorgsam mit mir einsammelt. Kein Vorwurf – nur eine Geschichte darüber, wie dankbar wohl die Ameisen sind, wenn wir nicht alle finden. Eines Tages ging er beim Schwammerlsuchen verloren, verirrt sich im Wald und kam erst mitten in der Nacht heim. Meine Angst um ihn war unbeschreiblich. Fester klammerte ich mich an seine Hand bei den nächsten Spaziergängen. Die Wärme seiner Hand. Wie das Wasser des Wörthersees im August. Dort schwammen wir, mir scheint, dort habe ich schwimmen gelernt. Dort im Klagenfurter Strandbad besaß er eine dieser unzähligen über die Wiese hinweg

Foto oben: Willi Susitz; Foto: Dittmar Wisiak

Themenschwerpunkt> Geborgenheit

„Diese Verbundenheit mit meinem Großvater heute zu beschreiben, fällt mir schwer ... und vielleicht ist das passendste Wort dafür: Geborgenheit.“

Rainer Wisiak

Foto: Rainer Wisiak

„Mein Großvater lehrte mich, dass es keiner Blutsbande bedarf, um Geborgenheit zu geben.“

Rainer Wisiak

verstreuten Kabinen – mir erschien es nicht ungewöhnlich, dass mein Großvater ein spezieller Badegast war, der „Privilegien“ genoss. Ich hätte ihm auch ein Schloss am Wörthersee geschenkt, doch wahrscheinlich hätte er abgewunken, denn sein Garten ging ihm über alles. Dort half ich mit kleinen Händen mit – Beeren oder Bohnen erntend. Stangenbohnen, die man nur mit Hilfe einer Leiter erreichen konnte, sie schienen in den Himmel zu wachsen. Seine Vorliebe für Kakteen, die in ihrem stacheligen Wesen so gar nicht zu ihm zu passen schienen.



Wenige Tage vor meinem ersten Schultag dann ein Paket aus Kärnten – darinnen: eine von ihm geschneiderte Hose wie Jacke für diesen besonderen Tag. Noch immer besitze ich – damit stolz in unserem damaligen Garten stehend – ein Foto davon. Jahre und Ereignisse davor oder danach verschwimmen oft, wollen sich nicht chronologisch ordnen. Fotos gibt es kaum – wenige von meinem Großvater, keines von uns beiden gemeinsam. Manche trägt man im Herzen. Ein Spezielles: Ich, achtzehn Jahre jung und stolzer Motorradbesitzer. Eine lange Fahrt von Vorarlberg nach Kärnten, um meinen Großvater zu überraschen. Verwegen steigt er auf und wir umrunden Seen, fahren durch Orte meiner Kindheit. Wie mich bedanken, für alles, was war? Bei einer Gärtnerei bleiben wir stehen. Er soll sich eine Pflanze wünschen – weil ich vielleicht so zu einem Teil seines geliebten Gartens würde? Wir müssen jedenfalls ein wunderbares Bild abgegeben haben: Ich, mit wehenden Haaren vorne auf dem Motorrad, mein Großvater mit einem riesigen, in leuchtendem Gelb und Lila blühenden Hibiskus unterm Arm hinten sitzend. Es war unser letzter gemeinsamer Sommer. Im darauffolgenden Winter ging er in eine andere Welt.

Wann wird man erwachsen? Ich habe danach studiert. Geschichte. Und vor mir tat sich ein anderes Bild von Kärnten auf als

jenes, das ich aus Kindertagen kannte. Es war eine Geschichte von Teilung, von Ausgrenzung, von Partisanen. Ich erfuhr von den Wirren des Krieges und dem Ringen ums Leben in diesem. Von Todesmärschen, vom Urgroßvater, der aus dem Konzentrationslager nicht heimkehrte. Ich erfuhr, dass mein Vater seinen richtigen Vater nie kennengelernt hatte – mein Großvater somit nie mein leiblicher Großvater war. Aber was mich erst verwirrt zurückgelassen hatte, empfand ich Jahre später als Geschenk: Mein Großvater lehrte mich, dass es keiner Blutsbande bedarf, um Geborgenheit zu geben. Dies scheint mir sein Vermächtnis zu sein. Wir können uns Großeltern, Schwestern oder Brüder sein – von Mensch zu Mensch, über Generationen und auch über Grenzen hinweg. Es ist letztlich das, was uns zu Menschen macht wie auch ausmacht. 🐦

Die Geschichte „Großvater“ ist dem Buch „Das Land der Kindheit“ entnommen. Bestellbar per Mail an rainer.wisiak@gmail.com



Rainer Wisiak ist Waldorf- und Montessoripädagoge, war mehrere Jahre Begleiter in der Lernwerkstatt und arbeitet derzeit in einem Zentrum für Inklusion und Sonderpädagogik in Wien.



Ich möchte am liebsten weg sein und bleib am liebsten da*

Ein Blick auf Heimweh und Fernweh oder die Geschichte vom Reisen

von Marise Polatschek-Fries

Heimweh. Die Sehnsucht nach den Eltern, der vertrauten Umgebung und Geborgenheit. Ob es die erste Übernachtung in einem anderen Haushalt, die erste Schulsportwoche oder ein ganz anderer (un-)geplanter Aufbruch von daheim aus ist. Daheim ist der Ort, wo wir uns sicher und geborgen fühlen sollen. Ob es dazu das örtliche Daheim und die Umgebung braucht oder wir uns mit nahen Menschen überall daheim fühlen können, ist wohl Typsache. Als Mama war ich beinahe überfordert, als meine damals 2 ½-jähri-

ge Tochter schon nach vier Urlaubstagen absolut das Bedürfnis hatte, heimzufahren und in den Kindergarten zu gehen. Bis dahin dachte ich, dass junge Kinder mit den Eltern und dem vertrauten Campingbus-Bett im Gepäck nirgendwo Heimweh bekommen. Doch lehrte mich das Leben, dass es immer anders kommen kann. Und wenn ich ganz genau hinschaue, kenne ich das ja auch. Dieses Gefühl, dass mir in diesem Moment gerade nur mein Daheim die Geborgenheit und Vertrautheit geben kann, nach der ich mich sehne.

Den Großteil meiner Kindheit habe ich in Tirol verbracht. Dort fühle ich mich verwurzelt und daheim. Mindestens genauso verwurzelt und daheim bin ich heute in der Wachau und im südlichen Waldviertel in und um Krems an der Donau. So herausfordernd der Umzug in ein anderes Bundesland für mich als damals Elfjährige auch war, heute bin ich froh darüber, mehr als einen Ort und eine Landschaft zu kennen, wo ich mich geborgen und zuhause fühle. Mehrmals jährlich verschlägt es mich nach Tirol und speziell auf der

Foto: Marise Polatschek-Fries

Themenschwerpunkt> Geborgenheit

„Der Schritt woanders hin bringt Ungewissheit, die sich in Erlebtes verwandelt.“

Marise Polatschek-Fries

Retourreise nach Niederösterreich, auf dieser heißen Fahrt von West nach Ost, kommt wieder dieses vertraute Gefühl, von daheim aufzubrechen und nach stundenlanger Fahrt daheim anzukommen. Wintersonne ist genauso vertraut wie Donaunebel, und Ausblicke, die mir Geborgenheit geben, finde ich vom Weinberg aus genauso gut wie von einem Gipfel über dem Stubaital. Früher oder später brechen wir alle einmal auf, gehen auf Reisen und suchen das Abenteuer in der Ferne. Geborgenheit in der Fremde, ohne meine Stammfamilie, habe ich mit dreizehn Jahren das erste Mal erleben dürfen. Nur zu gut erinnere ich mich an die große Unsicherheit, die sich am Vorabend des Abfluges nach Neuseeland einstellte, wohin ich für drei Monate reisen wollte. Abschiedstränen am Flughafen, wo mich meine Eltern hinbegleiteten. Freudentränen der Erleichterung, als ich 27 Stunden später auf der anderen Seite unseres Planeten in Auckland von meiner Gastfamilie empfangen wurde. Große Sehnsucht nach meiner Heimat hatte ich zu Beginn immer wieder, doch mehr und mehr fühlte ich mich daheim in dieser, für mich, neuen Welt. Ich fand einen feinen Platz in meiner Gastfamilie, lebte mich in der Schule ein und verlängerte mein Abenteuer kurzerhand auf ein halbes Jahr. Immer wieder stelle ich mir die Frage, ob es diesen einen Moment gab, wo sich große Unsicherheit in Geborgenheit verwandelt hat. Diesen einen Zeitpunkt, wo Fremde zur Heimat wurde. Waren es zwischenmenschliche Beziehungen, die mich vertraut werden ließen? Waren es positive Erlebnisse, durch die ich Sicherheit gewinnen konnte? Waren es Sprachbarrieren, die sich abgebaut hatten? Rückblickend kann ich es nicht an einem Punkt ausmachen. Sicher bin ich, dass die Geborgenheit mit dem Vertraut-Werden gewachsen ist. Ein Gefühl, das sich langsam aufbaut und dann beständig bleiben kann. Heute, bald siebenundzwanzig Jahre nach meiner Reise, sind es hauptsächlich Gerüche und Geschmäcker, die ich aus Neuseeland

„Die Geborgenheit ist mit dem Vertraut-Werden gewachsen.“

Marise Polatschek-Fries



abgespeichert habe und nach denen ich mich sehne. Der dschungelartige Wald, durch den sich der Fluss schlängelt, riecht bis heute feucht-modrig und dennoch frisch. Der Gedanke an Früchte, wie Fejoa oder Banana-Passionfruit, die ich damals kennenlernen durfte, lassen mir heute noch das Wasser im Mund zusammenrinnen und wie gerne würde ich heute Abend noch schnell nach Mangonui um ➤

